

Andreas Walther
Barbara Stauber
Markus Rieger-Ladich
Anna Wanka (Hrsg.)

Band 1

Reflexive Übergangsforschung

Theoretische Grundlagen und
methodologische Herausforderungen

Doing Transitions

Reflexive Übergangsforschung

Verlag Barbara Budrich



Reflexive Übergangsforschung

Reflexive Übergangsforschung – Doing Transitions

Band 1

Andreas Walther
Barbara Stauber
Markus Rieger-Ladich
Anna Wanka (Hrsg.)

Reflexive Übergangsforschung

Theoretische Grundlagen und
methodologische Herausforderungen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-2304-1 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1536-7 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena – kontakt@lektorat-borkam.de

Druck: docupoint GmbH, Barleben

Printed in Europe

Vorwort

Übergänge im Lebenslauf sind ein gleichermaßen subjektiv erfahrbares, alltagsweltlich eingebettetes wie auch institutionelle Regulierung herausforderndes soziales Geschehen, das zunehmend zum wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstand wird. Auch wenn Anthropolog*innen hiervon schon sehr früh ausgegangen sind, scheint sich dies zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch stärker aufzudrängen. Immer mehr Entwicklungs- und Veränderungsprozesse im Lebensverlauf werden als Übergänge thematisiert und bearbeitet. Institutionelle und pädagogische Programmatiken unterstreichen die Notwendigkeit, Übergänge zu gestalten und zu begleiten und nicht zuletzt in biografischen Selbstauskünften berät der Hinweis ‚gerade im Übergang zu sein‘ häufig zur Rechtfertigung. War der Übergangsbegriff lange Zeit auf riskante Übergänge benachteiligter Jugendlicher von der Schule in den Beruf begrenzt, hat sich dies in den letzten Jahrzehnten deutlich gewandelt. Der Übergang in die Kita und von dort in die Grundschule gilt längst genauso als subjektiv zu bewältigender, institutionell zu gestaltender und diskursiv thematisierter Übergang wie der aus einer Familie in eine andere oder der aus dem Zustand der Krankheit in den der Gesundheit. Übergänge interessieren schon allein deshalb, weil sie ein Problempotenzial in sich tragen – und auch dann, wenn keine Risikogruppe im Fokus steht: Sie verweisen auf Unsicherheit und Ungewissheit, auf Offenheit und Kontingenz, auf Ungleichheiten und Differenzen, auf Möglichkeiten des Gelingens und Scheiterns.

Der Beginn einer neuen Publikationsreihe ist ein Statement. Er signalisiert, dass – aus Sicht der Herausgeber*innen der Reihe – längst nicht alles zu Übergängen im Lebenslauf gesagt ist. Dabei gehen wir noch einen Schritt weiter und stellen dem Begriff ‚Übergangsforschung‘ das Attribut ‚reflexiv‘ voran. Dies soll deutlich machen, dass die Herausgeber*innen eine qualitative Weiterentwicklung der bisherigen Übergangsforschung für geboten halten. Das heißt auch der Frage nachzugehen, was gemeint ist, was relevant gemacht wird, wenn von Übergängen geredet wird. Wie schlägt sich dies in Operationalisierungen und Indikatoren, in Konzepten und Methoden nieder?

Ist die Feststellung der Notwendigkeit einer solchen Weiterentwicklung und ihre Bezeichnung als ‚reflexiv‘ vermessen oder gibt es überzeugende Argumente für einen solchen Anspruch? Anders gefragt: Warum gerade *jetzt* für eine Ausweitung der Übergangsforschung eintreten? Warum *jetzt* die Infragestellung der Perspektiven und Paradigmen bisheriger Übergangsforschung in Angriff nehmen? Warum *jetzt* nicht nur Verläufe und Effekte, sondern auch die Hervorbringung von Übergängen ins Blickfeld rücken?

Die Entstandardisierung von Lebensläufen, der aktivierende Wohlfahrtsstaat, anhaltende und sich verschärfende Ungleichheiten, neue Formen der Diskriminierung und Ausgrenzungsrisiken sind gute Gründe, die Forschungsbemühungen zu intensivieren. Veränderungen in der Theorielandschaft, insbesondere poststrukturalistische Theorie- und Forschungsansätze, bieten neue Perspektiven, die wir in diesem Band aufgreifen und für die Übergangsforschung fruchtbar machen – ohne dabei bereits existierende Ansätze aus dem Blick zu verlieren.

Ein Konzept, das im Zuge der Frage nach Reflexivität in der Übergangsforschung entstand, ist *Doing Transitions*. Damit wird zum Ausdruck gebracht, dass Übergänge nicht einfach bestehen, sondern in ihrer Gestaltung aus dem Wechselverhältnis diskursiver Praktiken der Artikulation, institutioneller Regulierung und subjektiver Bewältigung hervorgehen. Dieses Konzept wurde im Rahmen des DFG-geförderten Graduiertenkollegs *Doing Transitions: Formen der Gestaltung des Lebenslaufs* an den Universitäten Frankfurt am Main und Tübingen entwickelt. Nicht zuletzt ist *Doing Transitions* auch ein hochdynamischer, verbindlicher, freundschaftlich-kollegialer, um gegenseitige Aufmerksamkeit und Wertschätzung bemühter sozialer Forschungs- und Diskussionszusammenhang. Und dieser ist die greifbarste Antwort auf die Frage, warum die Buchreihe gerade jetzt erscheint.

Dieser erste und einführende Band der Reihe Reflexive Übergangsforschung ist weitgehend von den Initiator*innen des Kollegs und Herausgeber*innen der Reihe konzipiert worden. Dennoch wären weder Reihe noch Band möglich gewesen ohne die Neugier, die Fragen, die Kreativität und die Antworten der ersten Kohorte an Kollegiat*innen des Kollegs. Ihnen, deren Arbeiten als nächste Bände der Reihe erscheinen werden, möchten wir an dieser Stelle für alles danken, was wir in den Diskussionen mit ihnen gelernt haben: Simone Anton, Noreen Eberle, Eva Heinrich, Kathrin Henrich, Heidi Hirschfeld, Tabea Freutel, Nils Klevermann, Janne Krumbügel, Miriam Lehner, Bianca Lenz, Jessica Lütgens, Helena Müller, Deborah Nägler, Andrea Pohling, Julia Prescher, Anna Cornelia Reinhardt und Kerstin Rinnert.

Beigetragen zu *Doing Transitions* hat außerdem eine Reihe an Forschungstudierenden, die im Rahmen des Kollegs ihre Masterarbeiten verfasst haben: Julia Bauer, Melanie Binder, Silvia Bürth, Roderick Dietrich, Anna Galliker, Victoria Heuschele, David Heuß, Marius Hilkert, Julia Römmelt, Barbara Schecher und Mirjam Seits. Die internen Diskussionen des Kollegs erhielten darüber hinaus regelmäßig Anregungen und Kritik von außen – von Referent*innen, Workshop-Leitenden und Diskutant*innen. Auch bei ihnen möchten wir uns herzlich bedanken (in der Hoffnung niemand vergessen zu haben): Thomas Alkemeyer (Oldenburg), Saša Bosančić (Frankfurt), Rita Casale (Wuppertal), Bettina Dausien (Wien), Karen Evans (London), John Field (Stirling), Nora Gaupp (München), Stefan Hirschauer (Mainz), Britta Hoffarth

(Hildesheim), Kerstin Jergus (Braunschweig), Daniela Joop (Lausanne), Fabian Kessl (Wuppertal), Nadja Kutscher (Köln), Hans-Dieter König (Frankfurt), Antje Langer (Paderborn), Stefan Lessenich (München), Ursula Offenberger (Tübingen), Nadine Rose (Bremen), Cornelia Schadler (Wien), Ingrid Schoon (London), Wolfgang Schröer (Hildesheim), Frank Schulz-Nieswandt (Köln), Kathleen Riach (Glasgow/Monash), Rick Settersten (Oregon), Paula Irene Villa (München), Daniel Wrana (Halle) und Rixta Wundrak (Göttingen).

Ohne Juliane Kirchner und Sybille Walter, die beiden Koordinatorinnen des Kollegs, und ihre zuverlässige und umsichtige Sorge für den organisatorischen Rahmen hätten diese Diskussionen nicht stattfinden können. Auch wenn er immer zu klein ausfällt, darf ein Dank an dieser Stelle nicht fehlen. Dem Barbara Budrich Verlag und stellvertretend Thea Blinkert danken wir für die Aufnahme und Ermöglichung dieser Reihe in ihrem Programm und für die Zusage der Flexibilität, die eine solche Reihe braucht. Jessica Rhein und Mert Günel haben die Beiträge dieses Bandes sorgfältig Korrektur gelesen und gesetzt.

Mit dieser Reihe ist die Hoffnung verbunden, all denen eine gute Reflexionsfolie zu bieten, die Übergänge im Lebenslauf wissenschaftlich analysieren oder praktisch sowie politisch gestalten und dabei das Bedürfnis haben, sich zu vergewissern, wie es dazu kommt, dass Übergänge zum Problem geworden sind. Allen, die sich nicht mit Indikatoren zufriedengeben wollen, die institutionalisierten normativen Kriterien von Erfolg und Scheitern entlehnt sind, die also genauer verstehen wollen, wie an Übergängen Ungleichheiten reproduziert werden und dabei Normalität hergestellt wie auch Normalisierung vollzogen werden, sollen die Beiträge der Reihe als Anregung und Ermutigung dienen, Übergänge nicht einfach als soziale Tatsachen zu untersuchen, sondern sie als folgenreichen Modus von Vergesellschaftung kritisch zu hinterfragen. Nicht zuletzt sollen sie in dieser Buchreihe einen Ort für eigene Veröffentlichungen finden.

Die Herausgeber*innen, Frankfurt und Tübingen, im Juli 2019

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	5
--------------	---

*Anna Wanka, Markus Rieger-Ladich, Barbara Stauber
und Andreas Walther*

Doing Transitions: Perspektiven und Ziele einer reflexiven Übergangsforschung	11
--	----

Teil I: Forschungstraditionen und -bezüge der Übergangsforschung

Barbara Friebertshäuser

Rituelle Bildung. Transformation und Reproduktion in Übergängen am Beispiel der Promotion	39
--	----

Birgit Becker

Lebensverlaufsforshung und Übergangsforschung	63
---	----

Frank Oswald und Anna Wanka

Zum Dialog von Psychologie und reflexiver Übergangsforschung – Beiträge aus der Psychologie der Lebensspanne und der Ökologischen Psychologie	81
---	----

Christiane Hof

Biografietheoretische Grundlagen reflexiver Übergangsforschung – eine Spurensuche	103
--	-----

Sabine Andresen

Übergänge in der Kindheit. Phänomenologische und historische Perspektiven.....	121
---	-----

Andreas Walther

Wohlfahrtsstaaten – Regimes der Gestaltung von Übergängen. Rekonstruktion durch internationalen Vergleich am Beispiel von Übergängen in Arbeit.....	143
---	-----

Bernhard Schmidt-Hertha

Mixed-Methods in der Übergangsforschung	165
---	-----

Teil II: Theoretisch-konzeptionelle Perspektiven

Anna Wanka

Grundzüge einer praxistheoretischen Übergangsforschung	185
--	-----

Markus Rieger-Ladich

Subjektivierungspraktiken analysieren und Übergänge erforschen. Grundlagen-theoretische Überlegungen	207
---	-----

Barbara Stauber

Doing difference by doing transitions: differenz(ierungs)theoretische Grundüberlegungen für die reflexive Übergangsforschung	231
---	-----

Teil III: Relevanzen reflexiver Übergangsforschung zwischen Theorie und Praxis

Petra Bauer

Potenziale einer reflexiven Übergangsforschung für die Gestaltung von Übergängen in (sozial-)pädagogischen Feldern. Das Beispiel Beratung	255
---	-----

*Barbara Stauber, Anna Wanka, Andreas Walther
und Markus Rieger-Ladich*

Reflexivität in der Übergangsforschung. Doing Transitions als relationale Perspektive auf Übergänge im Lebenslauf.....	281
---	-----

Autor*innen	305
-------------------	-----

Doing Transitions: Perspektiven und Ziele einer reflexiven Übergangsforschung

Anna Wanka, Markus Rieger-Ladich, Barbara Stauber und Andreas Walther

Übergänge im Lebenslauf zu erforschen ist sozialtheoretisch wie auch sozialpolitisch von höchster Relevanz. Dass sie derzeit besondere Aufmerksamkeit erfahren, ist unterschiedlichen Entwicklungen geschuldet: der Entstandardisierung und Biografisierung des Lebenslaufs, der erhöhten Aufmerksamkeit für (lebenslange) Bildungsprozesse und Bildungsverläufe, der Reproduktion sozialer Ungleichheiten, den Artikulationen gesellschaftlicher und individueller Unsicherheiten und Ungewissheiten und schließlich den Notwendigkeiten und Vorstellungen der Gestaltbarkeit des Lebenslaufs – besonders an Übergängen. Hatte sich eine solche Perspektive lange Zeit auf die Übergänge Jugendlicher in Ausbildung und Beruf konzentriert, werden inzwischen unterschiedliche Lebenslagen und Situationen des „sozialen Zustandswechsels“ (Sackmann/Wingens 2001, S. 23) als Übergänge thematisiert, analysiert und gestaltet. Symptom wie auch Teil dieser Entwicklung ist die Ausdifferenzierung der empirischen Übergangsforschung, in der über die Frage, was mit Übergängen bezeichnet wird, bislang allerdings nur wenig nachgedacht wird.

So weist Schröder (2015, S. 934ff.) darauf hin, dass die neuere Übergangsforschung durch ihre Fokussierung auf arbeitsmarkt-, sozial- und bildungspolitische Versuche der Bearbeitung zunehmender Risiken an erwerbsbezogenen Übergängen häufig einen „methodologischen Institutionalismus“ praktiziere. Insofern reproduziere sie Setzungen und Normierungen von institutionellen Übergängen, und damit auch die Normative, die mit dem institutionellen Lebenslauf verbunden seien (vgl. Kohli 2003). So wurden in der Vergangenheit nicht allein institutionelle Bestimmungen von Erfolg und Scheitern an Übergängen häufig unhinterfragt übernommen, sondern auch die Übergänge als selbstverständliche, quasi-natürliche Gegebenheiten bzw. im Durkheim'schen Sinne als soziale Tatsachen betrachtet.

Vor diesem Hintergrund plädiert der vorliegende Band für ein Innehalten und eröffnet die Buchreihe Reflexive Übergangsforschung als eine entsprechende Plattform: Zum einen enthält er einen Rückblick auf die vielfältigen Denk- und Forschungstraditionen, auf denen die wissenschaftliche Beschäftigung mit Übergängen im Lebenslauf heute aufbaut, und zeigt, wie heterogen und vielgestaltig die Übergangsforschung inzwischen ist. Zum anderen führt

er einen neuen Forschungsstil in die Übergangsforschung ein: Er knüpft empirische Analysen deutlich stärker an theoretische Überlegungen und ruft zu einem Reflexivwerden bisheriger Traditionen der Übergangsforschung auf, mithin zur (selbst-)kritischen Hinterfragung bestehender theoretischer Konzepte und methodologischer Ausrichtungen.

Dieser Forschungsstil kommt im Titel des vorliegenden Bandes zum Ausdruck: *Doing Transitions*. Damit wird deutlich, dass Übergänge nicht länger als schlicht gegeben unterstellt werden, sondern jene Praktiken aufgespürt werden sollen, welche soziale Prozesse erst zu Übergängen machen (siehe auch Raithelhuber 2011; Cuconato/Walther 2015; Walther/Stauber 2018). Zum Kennzeichen einer reflexiven Übergangsforschung wird daher das Interesse daran, auf welche Weise bestimmte Akteure etwas *als* Übergang relevant machen. Sie fragt also danach, wer daran beteiligt ist, welche sozialen Beziehungen, Strukturen und Prozesse darin zum Ausdruck kommen und sich reproduzieren. Wenn in der bisherigen Übergangsforschung vor allem *Verläufe* von Übergängen und deren *Effekte* innerhalb individueller Lebensverläufe thematisiert wurden, lenken wir das Augenmerk sehr viel stärker auf deren *Zustandekommen*. Dies bedeutet auch, über den Nachweis der Reproduktion von Ungleichheit und Ausgrenzung an Übergängen hinaus genauer zu analysieren, wie sich diese Reproduktionsprozesse vollziehen (vgl. Walther 2019). Die hier vorgestellte Perspektive fokussiert also deutlich stärker die mit Übergängen verbundenen Setzungen und Normierungen, die (meist impliziten) Vorstellungen von Gelingen und Scheitern wie auch die Ausschlussmechanismen, die mit Übergängen verbunden sind. Der Unterschied von *Doing Transitions* zu bisherigen Traditionen der Übergangsforschung besteht folglich darin, Übergänge prozessual zu „verflüssigen“, also von Übergängen als „sozialen Vollzugswirklichkeiten“ (Hirschauer 2004) auszugehen.

Um dies zu ermöglichen, zielt reflexive Übergangsforschung auf eine *Selbstdistanzierung* ab, derer Sozialwissenschaften bedürfen, um „das, was als tatsächlich existierende, als trennende Distanz zwischen sich selbst und ‚anderen‘, zwischen ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘, zwischen ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ erscheint, als Verdinglichung von eigenen, sozial eingebauten Distanzierungsakten zu erkennen“ (Elias 2006, S. 161). Eine reflexive Übergangsforschung fragt somit nicht nur danach, was ihre Forschungsobjekte und -subjekte tun, sondern eben auch danach, was sie selbst tut, wenn sie Übergangsforschung betreibt – und vor allem: auf welche Weise sie dabei ihren Forschungsgegenstand konstruiert (vgl. Bourdieu 2001). Konsequenter praktiziert, legt dies nicht nur eine veränderte theoretische Rahmung nahe, sondern auch eine stärkere methodologische Durchdringung der Übergangsforschung, welche es erlaubt, die Zunahme der Thematisierung von Übergängen sowie das Hervorbringen immer neuer Übergänge angemessen in den Blick zu nehmen.

Doing Transitions ist auch der Titel eines Graduiertenkollegs¹, in dem Prozesse der Gestaltung und Herstellung von Übergängen – vom Übergang in selbständige Mobilität in der frühen Kindheit bis hin zum Übergang ins Pflegeheim – im Wechselbezug zwischen diskursiven, institutionellen und biografischen Praktiken untersucht werden (vgl. Andresen/Oswald/Schmidt-Hertha i.V.; Bauer et al. i.V.). Die Reihe, die mit dem vorliegenden Band eröffnet wird, präsentiert Diskussionen, Analysen und macht Forschungsaktivitäten des Kollegs – die Arbeiten der Kollegiat*innen, aber auch die Ergebnisse von Workshops, Tagungen und Konferenzen – der Öffentlichkeit zugänglich. Sie dient aber auch dem Dialog mit anderen Akteur*innen der Übergangsforschung und versteht sich daher als eine Plattform, die das Reflexivwerden der Übergangsforschung ermöglicht.

In den folgenden Abschnitten dieser Einleitung soll in der gebotenen Kürze zunächst die Geschichte und Entwicklung der bisherigen Übergangsforschung skizziert werden. So entsteht der Referenzrahmen für die Konturierung des Forschungsprogramms von *Doing Transitions*. Vertieft werden dessen zentrale Perspektiven in den einzelnen Beiträgen zum vorliegenden Band, die abschließend kurz vorgestellt werden.

Ein Blick zurück: Traditionen der Übergangsforschung

Eine Wurzel der Übergangsforschung liegt in *ethnologischen Studien*, die schon früh Initiationsriten erforschten, um Zugang zum Verständnis der Ordnung fremder Gesellschaften zu erhalten. Anfangs ging es dabei um Herrschaftswissen im Kontext der Kolonialisierung, später um Gesellschaftsvergleiche zum Zweck verallgemeinerbarer Erkenntnisse in Bezug auf Strukturen und Prozesse der Vergesellschaftung. Die Vorstellung von Lebensphasen und Übergängen ermöglichte es, einzelne Menschen unterschiedlichen Entwicklungsphasen zuzuordnen, ihnen unterschiedliche Bedürfnisse und Fähigkeiten zuzuschreiben und unterschiedliche Rollen im Prozess gesellschaftlicher Arbeitsteilung zuzuweisen. Um auf neue Rollen im Lebenslauf vorzubereiten, nehmen Übergangsriten die Form von *Lern- und Erziehungsprozessen* an, die sicherstellen sollen, dass die Übergangssubjekte die an sie gerichteten Erwartungen und Anforderungen erfüllen. Aus dieser Vorbereitungsfunktion lässt sich auch die Prozessförmigkeit von Übergängen erklären. Van Gennep (1909/1986) unterscheidet drei zentrale *Phasen von Übergängen* mit je spezifischen Ritualen: die Trennungsphase vom alten Status, charakterisiert durch Ablösungsriten; die Schwellenphase mit Riten der Ab- oder Aussonderung; und schließlich die Phase der Angliederung an den neuen Status, symbolisiert

1 Weitere Informationen unter <http://www.doingtransitions.org>

durch Einsetzungsriten. Turner (1969) zufolge bilden sich in der Schwellenphase von Übergängen provisorische Formen der Vergemeinschaftung oder ‚comunitas‘ zwischen den Übergangssubjekten, in denen diese eine auf die herrschende Struktur bezogene Anti-Struktur konstituieren. So gelten etwa *Jugendkulturen* als Indikator der Ausdifferenzierung einer eigenständigen Jugendphase. Gleichzeitig bildet die Unsicherheit und Störanfälligkeit von Übergängen den Hintergrund für die Ritualisierung und Institutionalisierung von zeitlichen Markierungen, Abläufen und zuständigen Akteur*innen (siehe auch den Beitrag von Friebertshäuser in diesem Band).

Die *neuere Übergangsforschung*, die sich Mitte der 1980er entwickelte, knüpft allerdings weniger an diese anthropologischen Traditionen an; sie wendet sich stärker der soziologischen Bildungs- und Lebenslaufforschung zu (Elder 1985; Kohli 1985; Beck 1986; Blossfeld/Mayer 1988; Heinz 1991; siehe auch den Beitrag von Becker in diesem Band). Wie die anthropologische Übergangsforschung geht auch diese von sequentiellen Lebensphasen aus; Kohli unterscheidet in seinem Modell des „institutionalisierten Lebenslaufs“ (1985) zu diesem Zweck drei Phasen, die sich aus der Koppelung von kalendarischem Alter, Erwerbsarbeit und wohlfahrtsstaatlichem Sozialsystem ergeben: die Ausbildungsphase, die Erwerbsphase und die Nacherwerbsphase. Vergleichende Studien haben überdies gezeigt, dass sich differente Wohlfahrts-, Bildungs- und Arbeitsmarktstrukturen in unterschiedlichen Lebenslaufregimen, d.h. entsprechenden Normallebensläufen niederschlagen (siehe auch den Beitrag von Walther in diesem Band; vgl. Lessenich 1995; Walther 2011). Ist der (männlich geprägte) Normallebenslauf ein Kind des fordistischen Zeitalters, so erfährt er am Ende dieser spezifischen Konstellation aus Wirtschaftsaufschwung und starker Geschlechtersegregation einen beträchtlichen Bedeutungsverlust. Die Flexibilisierung von Erwerbsarbeit, der Rückzug des Wohlfahrtsstaats, aber auch soziokulturelle Emanzipationsbewegungen sowie die Bildungsexpansion und Erwerbsansprüche, die quer zu den traditionellen Geschlechterrollen stehen, tragen zur fortgesetzten Individualisierung und Entstandardisierung des Lebenslaufes bei. Unsicherheiten und Ungewissheiten, die während des „kurzen Traums immerwährender Prosperität“ (Lutz 1984) negiert werden, kommen dabei erneut zum Vorschein (Beck 1986).

Im Gegensatz zu ethnologischen Initiationsstudien fokussiert die neuere Übergangsforschung wirtschaftliche und wohlfahrtsstaatliche Regulierungen von Übergängen. Sie steht daher – wie bereits erwähnt – in der Kritik, einem methodologischen Institutionalismus anzuhängen (Schröder 2015). Einen Ansatz, diese auf Institutionen fokussierende, normalisierende und defizitorientierte Blickrichtung auf Übergänge um die Perspektive individueller Übergangsbewältigung und subjektiver Relevanzen zu erweitern, stellt das sozialpädagogische Konzept einer *subjektorientierten Übergangsforschung* dar (Stauber et al. 2007). Dieses integriert verschiedene Forschungsperspektiven,

die an Übergängen neue, bislang verdeckte Dimensionen der Vergesellschaftung sichtbar machen, aber das Denken in Dualismen – insbesondere den Dualismus von Struktur und Handlung – noch nicht hinter sich lassen:

- Die *Biografieforschung* ermöglicht es, Prozesse der Vergesellschaftung im Lebenslaufregime zwischen Lebenslaufinstitutionen als „Stichwortgebern“ und deren Aktualisierung durch die Individuen in den Blick zu nehmen. Konzepte wie Biografisierung, Biografizität und Prozessstrukturen des Lebenslaufs sensibilisieren dafür, dass subjektive Lebensgeschichten anderen Logiken folgen als normierte und ‚normale‘ Lebenslaufskripte und Lebensverläufe (vgl. Schütze 1983; Alheit/Dausien 2000; siehe auch den Beitrag von Hof in diesem Band).
- Die sozial- und entwicklungspsychologische *Transitionsforschung* (vgl. Welzer 1993) fragt nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten persönlicher Entwicklungsprozesse, ohne dabei das Wechselverhältnis mit dem institutionalisierten Lebenslauf aus dem Blick zu verlieren. Sie sensibilisiert für selbst initiierte Übergänge, wenn persönliche Entwicklungsprozesse zu dem Verlassen sowie der Entfremdung von einer zugewiesenen Rolle führen (siehe hierzu auch den Beitrag von Oswald und Wanka in diesem Band).
- Das sozialpädagogische Konzept der *Lebensbewältigung* deutet Praktiken, die als abweichend oder riskant etikettiert werden, als Versuche der Wiedergewinnung, des Erhalts oder der Erweiterung biografischer Handlungsfähigkeit angesichts der abnehmenden Erreichbarkeit des wohlfahrtsstaatlichen Normallebenslaufs (Böhnisch/Schefold 1985; Böhnisch 2009; Litau et al. 2016).
- Differenzierungskritische Analysen arbeiten die Rolle institutioneller Segmentierung und Diskriminierung in Bildung, Ausbildung und Übergangshilfen heraus (Lex 1997; Gomolla/Radtke 2002; Scherr 2015; siehe auch den Beitrag von Stauber in diesem Band).

Quer zu den drei oben skizzierten Zugängen – dem ritualtheoretischen, dem verlaufsbezogenen und dem subjektorientierten Zugang – differenziert sich die sozialwissenschaftliche Übergangsforschung nach *Lebensaltern* aus. Dies zeigt sich auch in der Strukturierung des Forschungsstands, der inzwischen so umfangreich ist, dass hier nur zentrale Themenlinien skizziert werden können.

Wir beginnen mit Übergängen im *Jugendalter*, weil sowohl die Anthropologie als auch die neuere Übergangsforschung sich lange Zeit fast ausschließlich auf diese konzentriert haben. Erster zentraler Gegenstand der Neuthematisierung von Übergängen in den 1980er Jahren war das Phänomen Jugendarbeitslosigkeit und damit der Übergang Jugendlicher von der Schule in den Beruf, deren Kategorisierung als ‚benachteiligt‘ häufig eine Individualisierung struktureller Ungleichheit im Sinne individueller Defizite implizierte (vgl. Stauber et al. 2007; Walther/Stauber 2018). Es entwickelte sich eine nationale

und internationale Übergangsforschung, die – angetrieben durch wohlfahrtsstaatliche Gestaltungsbedarfe – vor allem danach fragte, welche Gruppen von Jugendlichen in verschiedenen sozioökonomischen, wohlfahrtsstaatlichen und Bildungskontexten den höchsten Ausgrenzungsrisiken ausgesetzt waren – und welche strukturpolitischen und/oder pädagogischen Maßnahmen diese am wirksamsten kompensieren könnten (z.B. Brock 1991; Heinz 1991, 2000; Shavit/Müller 1998; Europäische Kommission 2012). Es ist diese Konstellation, der sich die Dominanz eines stark verlaufsbezogenen und einseitig problematisierenden Paradigmas verdankt. Dabei kommt es in mindestens dreifacher Hinsicht zu Reduzierungen: erstens werden Übergänge auf stark institutionalisierte Lebensphasen wie die Ausbildungsphase reduziert, zweitens auf ihren Bezug auf die Stationen eines Erwerbslebens und drittens auf nicht-lineare, risikobehaftete Verläufe. Weiterhin fällt auf, dass die Möglichkeit der Integration von Forschungsthemen und -perspektiven, wie etwa von Übergängen und jugendkulturellen Phänomenen (Bennett/Woodman 2015), nur selten genutzt werden. Ausnahmen sind Studien zu biografischen Übergängen in jugendkulturellen Szenen (Stauber 2004, 2014) oder zu Übergangsritualen wie Konfirmation oder Jugendweihe. Allzu häufig werden Übergangsrituale jedoch auf die Frage nach ihrer formalen Wirkung auf Lebensverläufe reduziert (z.B. Griese 2000), anstatt veränderte Relevanzen und Aneignungsweisen in den Blick zu nehmen (Eulenbach et al. 2018; Prescher/Walther 2018). Gleichzeitig findet eine Erweiterung des Blicks auf Übergänge im Jugendalter statt: während sich Studien zu Übergängen in oder aus den Hilfen zur Erziehung (den sogenannten Care Leavern; Köngeter/Schröer/Zeller 2012) in das Bild einer problemorientierten Übergangsforschung einreihen, stehen Studien zum Übergang ins Studium – oder zum Studium als Übergang – genauso wie zu Wohnübergängen für einen sich langsam ‚entdramatisierenden‘ Blick auf Übergänge im Jugendalter (von Felden/Schiener 2010; Meuth 2018).

Die Auseinandersetzung mit der Entstandardisierung von Übergängen im Jugendalter hat sich auch in der Ausdifferenzierung einer Perspektive auf die Lebenslage *Junge Erwachsene* niedergeschlagen. Während manche Zugänge hierin eine neue Zwischenphase der ‚emerging adulthood‘ sehen (z.B. Arnett 2000), interpretieren Stauber und Walther (2013) das Phänomen Junge Erwachsene eher als Indiz eines grundlegenden Wandels in Richtung einer immer deutlicher werdenden Unabgeschlossenheit der Übergänge ins Erwachsenenalter.

Mit der Entstandardisierung des Lebenslaufes werden aber nicht nur in Bezug auf das Jugendalter zunehmend Übergänge thematisiert und zum Gegenstand von Forschung:

In der (frühen) *Kindheit* werden Übergänge vor allem im Zuge ihrer stärkeren Institutionalisierung (z.B. Ausbau der Kindertageseinrichtungen; Messung frühkindlicher Bildungsergebnisse im Nachgang der PISA-Studien) zum Forschungsgegenstand. Damit erweitert sich der lange Zeit dominante Fokus

auf Entwicklungsprozesse in der Kindheit um Aspekte ihrer institutionellen Konstruktion (vgl. Cloos/Oehlman/Sitter 2013; Betz et al. 2018; Huf 2018), auch wenn im deutschen Sprachraum die Verwendung des Transitionsbegriffs auf die entwicklungspsychologische Tradition verweist (vgl. Griebel/Niesel 2004). Im Zentrum stehen dabei Interaktionen zwischen Kindern, Eltern und Fachkräften beim Bewältigen dieser Übergänge (Andresen/Seddig/Künstler 2014), aber auch Fragen nach den Auswirkungen unterschiedlicher Zeitpunkte und unterschiedlich verlaufender Eingewöhnung in die Kita oder die Grundschule auf den weiteren Lebens- und Bildungsverlauf (Roßbach 2005; Maaz/Baumert/Neumann 2014). Während in vielen dieser Studien Fragen nach Faktoren gelingender Übergänge zumindest impliziert sind, entstehen zunehmend Studien, die – zum Beispiel anhand medizinischer Untersuchungen und Verfahren zur Feststellung der Schulfähigkeit – danach fragen, wie in Übergängen die Kindheit selbst normiert und erzeugt wird (vgl. Kelle/Mierendorff 2013).

Lange Zeit wurden Übergänge im *mittleren Erwachsenenalter* eher vernachlässigt. In der bestehenden Literatur lassen sich dabei Studien aus der sozialen Ungleichheitsforschung, dem Lebenslangen Lernen und der Familienforschung voneinander unterscheiden. So nimmt etwa der Sonderforschungsbereich „Statuspassagen und Risikolagen im Lebenslauf“ das Verhältnis zwischen strukturierenden Ungleichheitskategorien (v.a. Geschlecht, Bildung, Schicht), institutioneller Schließung und individueller Handlungsmöglichkeiten in den Blick, um die Mobilität nach der Ausbildung, den Wiedereinstieg von Frauen in Erwerbsarbeit und die Übergänge in und aus der Sozialhilfe zu erforschen (vgl. Geissler/Krüger 1992; Leibfried et al. 1995; Born 2001). Durch Studien zum Lebenslangen Lernen rücken verstärkt krisenhafte Formen des „transformativen Lernens“ (Mezirow 2000; Taylor 1998) in den Blick (Hof 2013). Erwachsenenpädagogische Perspektiven thematisieren die Individualisierung von Übergängen im Erwachsenenalter und daraus resultierende Anforderungen (Schäffter 2015). In der Familienforschung hingegen steht der Übergang in die Elternschaft im Zentrum (vgl. z.B. Gloger-Tippelt 1988; Schmidt/Rieder/Zartler 2019) – und hier nicht allein in seinen Auswirkungen auf die Paarbeziehung (vgl. Jurczyk/Heitkötter 2012), sondern auch als „Pädagogisierung der Elternrolle“ (Geissler 2014), u.a. durch die aufkommende Ratgeberliteratur. Zunehmend wird auch der Übergang in die Elternschaft in alternativen Familienformen (z.B. patchwork Familien, queere Familien; Riegel 2018) und die De-/Rekonstituierung von Familien, etwa nach Scheidung, thematisiert (vgl. Schadler 2016; Schadler/Villa 2016; Zartler/Heintz-Martin/Aränz Becker 2015).

Im *höheren Erwachsenenalter* unterscheidet die Alter(n)sforschung inzwischen zwei Lebensphasen mit in und zwischen ihnen typisch auftretenden Übergängen – das dritte (ca. 55 bis 75 Jahre) und das vierte (75+ Jahre) Le-

bensalter (vgl. Laslett 1989). Im dritten Lebensalter steht aus lebenslauftheoretischer Perspektive der Übergang in die Rente im Fokus (vgl. Grenier 2012; Börsch-Supan et al. 2013; Schneider et al. 2015). Forschung in diesem Bereich ist ebenfalls noch stark im methodologischen Institutionalismus verhaftet und beschäftigt sich vor allem mit politischen Fragestellungen, etwa der Erhöhung des durchschnittlichen Rentenantrittsalters (vgl. Fasang 2010; Calvo/Madero-Cabib/Staudinger 2018). Neben dem Rentenübergang wird im Sinne des politischen Programms des „aktiven Alterns“ im aktivierenden Wohlfahrtsstaat (van Dyk/Lessenich 2010) und neuer Altersbilder zunehmend auf die Wandlungsfähigkeit und Ressourcenhaftigkeit des dritten Alters fokussiert, etwa wenn Veränderungen der Sexualität und Partnerschaft (vgl. Fookon 2010), veränderte Familienrollen, wie durch Großelternschaft (vgl. Klosinski 2008), oder veränderte Männer- und Frauenrollen (vgl. Sandberg/Marshall 2017) und die damit verbundenen Lebens- und Modestile (vgl. Twigg 2015) erforscht werden. Im vierten Lebensalter wird dagegen immer noch häufig auf solche Übergänge fokussiert, die durch Verluste gekennzeichnet sind – etwa durch den Verlust von physischer und kognitiver Funktionalität bei Krankheiten, Pflegebedürftigkeit (vgl. Robeiro/Paúl/Nogueira 2007; Backes/Wolfinger/Amrhein 2008, Hurd Clarke/Griffin/PACC Research Team 2008; Burkart 2009; Ryan/McKenna/Slevin 2012), den Tod naher Familienangehöriger (vgl. Bennett 2007; Mann 2007; Ahmadi 2013) – oder den eigenen Tod (vgl. Clark 2002; Auffarth 2012; Hurd Clarke/Korotchenko/Bundon 2012; Bildtgård/Öberg 2015).

Bislang liegen nur wenige Publikationen vor, die sich lebensaltersübergreifend mit Übergängen auseinandersetzen. Ausnahmen stellen dabei etwa das Handbuch Übergänge (Schröer et al. 2013), die Pädagogik der Übergänge von Hof, Meuth und Walther (2014), oder Untersuchungen zu pädagogischen Dienstleistungen an erwerbsbezogenen Übergängen dar (vgl. Chyle et al. 2019). Auch Wohnübergänge, die in jeder Lebensphase mit anderen Übergängen verbunden auftreten können (z. B. Oswald/Franke 2014; Meuth 2018), sind Themen einer lebensaltersübergreifenden Forschung.

Der Überblick über den bisherigen Forschungsstand zeigt, dass der Übergangsbegriff eine fruchtbare Heuristik für verschiedene Prozesse sein kann – nicht nur für normative, das heißt institutionalisierte, lineare Übergänge, sondern auch für solche nicht-normativer Art, also individualisierte, reversible und fragmentierte Formen der Vergesellschaftung durch Lebenslauf und Biografie. In ihrer bisherigen Problemfokussierung lässt sich die Übergangsforschung jedoch als Diskurs deuten, der gesellschaftliche Konflikte und Integrationsprobleme meist lebensaltersspezifisch zuschreibt, dabei latent pädagogisiert und so die Fiktion eines gültigen, linearen Normallebenslaufes mit einem erreichbaren, durch volle Teilhabe gekennzeichneten Erwachsenenalter mindestens teilweise aufrechterhält. In diesem Diskurs werden veränderte Mechanismen der

Reproduktion von Ungleichheit mitgeführt, auch wenn dies nicht immer explizit ausgewiesen wird.

Von hier aus wird es umso wichtiger, die diskursiven Einlagerungen in der Forschung zugänglich zu machen – durch eine Forschungsperspektive, die sich nicht darauf beschränkt zu fragen, wer welche Übergänge unter welchen Bedingungen schafft oder nicht, sondern die ihre eigenen Grundkategorien – allen voran die des Übergangs – wieder zum Thema macht.

Doing Transitions: Übergänge als Verläufe und Vollzüge

Das Konzept Doing Transitions steht für eine solche Forschungsperspektive, die nicht von der Gegebenheit von Übergängen im Lebenslauf ausgeht, sondern danach fragt, wie Übergänge überhaupt entstehen. Gab es in der Übergangsforschung bislang eine starke Fokussierung auf Verläufe von Übergängen und ihre Effekte, so wird mit Doing Transitions auch danach gefragt, wie Übergänge durch unterschiedliche Prozesse der Konstitution von Wirklichkeit gestaltet und so erst zu einer sozialen Tatsache gemacht werden.

Wenn wir mit dem Begriff der „Gestaltung“ darauf hinweisen, dass Übergänge durch unterschiedliche Lebenslauf-Institutionen reguliert und geformt werden, dass dabei hochnormative Vorstellungen davon, was wie und in welchen Zeiträumen zu bewältigen ist (Pädagogik der Übergänge) aufgerufen werden; wenn wir weiterhin davon ausgehen, dass wir es hierbei zwar mit machtvollen Biografiegeneratoren (Alheit/Hanses 2004) zu tun haben, gleichzeitig aber auch mit eigenwilligen Praktiken der individuellen und kollektiven Ausformung von Übergängen, dann impliziert der Gestaltungsgedanke schon den Aspekt der Herstellung: Übergänge stellen sich her durch verschiedene Modi der Gestaltung.

Diese zentrale Annahme verdankt sich einer Doing-Perspektive, die in den letzten Jahren in verschiedensten Bereichen der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Forschung ausgearbeitet wurde. Neben doing gender (West/Fenstermaker 1995; Gildemeister 2010; Thon 2017) und doing race/ethnicity (Diehm/Kuhn 2006) sind hier doing family (Jurczyk/Lange/Thiessen 2014), doing social problems (Groenemeyer 2010), doing biography (Alheit/Dausien 2000) und eine ganze Reihe mehr zu nennen. Worin liegt nun die Attraktivität dieses Ansatzes, der seit einigen Jahren schon Hochkonjunktur zu haben scheint? Sie liegt nicht zuletzt in einer Verschiebung der Perspektive, die Stefan Hirschauer sehr präzise formuliert hat:

„Das Präfix ‚doing‘ steht für eine Heuristik, mit der sich kompakte soziale Tatsachen temporalisieren und als praktische Vollzugswirklichkeiten dekomponieren lassen.“ (Hirschauer 2004, S. 73)

Es geht also um eine Forschungsperspektive, mit der die Kompaktheit sozialer Tatsachen aufgeschlossen werden soll, und zwar genau dadurch, dass diese nicht als fixe Gegebenheiten, sondern in ihrem Prozesscharakter betrachtet werden – genauer: als Realitäten, die sich ausschließlich dem praktischen Vollzug verdanken. Dieser praktische Vollzug ist der Ort ihres Entstehens. Dabei verweist das Konzept des Undoing (Butler 2004; Hirschauer 2014) darauf, dass jede Hervorbringung andere, vorhergehende Hervorbringungen vielleicht nicht ungeschehen macht, aber überschreibt. So überschreibt die Hervorbringung eines Übergangs die aus einem vorangegangenen Übergang hervorgebrachte Lebensphase. Es geht also ganz grundlegend um eine praxeologische Perspektive auf die Historizität, die Kontextualität und vor allem den Prozesscharakter von komplexen Gegenständen, wie sie Übergänge im Lebenslauf darstellen; diese werden so der (empirischen) Analyse zugänglich – und damit auch Gegenstand einer metatheoretischen Reflexion: Wann spricht man überhaupt von Übergängen, wo und wie werden sie thematisiert, und mit welchen Implikationen? Damit verändern sich nicht nur die Forschungsgegenstände, sondern auch der Forschungsstil und die Methodologie, die immer ein selbst-reflexives Moment mitführen muss.

Dieser Neuansatz verdankt sich im Kern also einer interaktions- und praxistheoretischen Schärfung des Blicks darauf, dass Übergänge fortwährend hergestellt werden. Eine *praxistheoretische* Perspektive ist dadurch gekennzeichnet, dass sie Praktiken im Sinne routinisierter „nexus of doings and sayings“ (Schatzki 1996) als kleinste Einheiten des Sozialen betrachtet. Danach stellen sich Übergänge in sozialen Praktiken her (in denen sich verschiedene Akteur*innen und Aktanten aufeinander beziehen), so dass das Phänomen Übergang jenseits dieser Praktiken gar nicht zu denken ist (vgl. hierzu den Beitrag von Wanka in diesem Band). Mit dem Verweis auf Praxistheorien wird zum einen berücksichtigt, dass diese Herstellungsformen in Routinen eingebunden sind, je nach Gegenstandsbereich stärker oder schwächer auch in institutionelle Regulierungen, dass sie also eine Geschichte haben und einen konkreten sozialen und institutionellen Kontext; dass sie aber zum anderen auch kontingent sind, unberechenbar und eigenwillig verlaufen können (vgl. zu diesen beiden wichtigen Dimensionen Alkemeyer/Buschmann/Michaeler 2015, S. 37).

Dabei ist diese praxistheoretische Ausrichtung durchaus nicht blind für Machtphänomene. Ganz im Gegenteil wird durch die Koppelung mit der interaktionstheoretischen Perspektive auf „*doing difference*“ (West/Fenstermaker 1995) der Tatsache Rechnung getragen, dass soziale Praktiken zum Medium machtförmiger Prozesse werden können. Diese Machtförmigkeit zeigt sich in Prozessen des Definierens und Zuschreibens von Erfolg und von Scheitern, in Prozessen der Bewertung, des Zuweisens, des Unterscheidens, Normierens und Regulierens (Hark/Villa 2017; vgl. auch den Beitrag von Stauber in die-

sem Band). Sie zeigt sich auch in den produktiven Seiten, die diese machtvollen Prozesse entfalten: im Aktualisieren von Handlungsfähigkeit, in Möglichkeiten der Bedeutungsverschiebung und der Entwicklung von Gegenentwürfen. Doing Transitions greift also praxistheoretische Perspektiven auf, um im Rückgriff auf diese einen macht- und ungleichheitssensiblen Zugang zur Übergangsforschung zu entwickeln. In der Folge soll es gelingen, weder die machtvollen Schließungsprozesse im Herstellen von Übergängen zu ignorieren noch die Potenziale, die hierfür im Hinblick auf Modifikationen, Umgestaltungen und Neugestaltungen von Übergängen liegen.

Von zentralem Interesse ist aus einer solchen Perspektive die konkrete Untersuchung der *Modi*, in denen Übergänge hergestellt und gestaltet werden. Anhand dieser können (verdeckte) machtvolle (Unterwerfungs-)Mechanismen (z.B. Subjektivierungen) wie auch Räume für das Entstehen von Handlungsfähigkeit und Prozesse der Resignifizierung kenntlich gemacht werden. Dabei ist davon auszugehen, dass sich zwar analytisch verschiedene Modi der diskursiven, institutionellen und individuellen Gestaltung und Herstellung von Übergängen unterscheiden lassen, dass sich diese aber nicht getrennt voneinander, sondern in Wechselverhältnissen vollziehen.

Diskursive Formen der Wirklichkeitskonstitution sind für die Frage der Gestaltung und Herstellung von Übergängen insofern relevant, als Übergänge nicht nur artikuliert, sondern auch fortwährend bewertet und normiert werden. Fasst man Diskurse als wirklichkeitserzeugende, performative Aussagensysteme, erschließt sich leicht, dass sie Zonen des Sagbaren und Nicht-Sagbaren erzeugen sowie sanktionsbewehrte Vorstellungen von Normalität, auf die individuelle und kollektive Akteur*innen kaum umhin kommen sich zu beziehen (Foucault 1976, 1991). Stattdessen werden sie immer wieder in diese machtvollen Diskurse hineingerufen – ein Prozess, der als Adressierung diskutiert wird und die damit einhergehende Formatierung von Themen und Problembeschreibungen analysierbar macht (Rose/Ricken 2018). Diskurse rahmen somit individuelle Handlungen und prägen soziale Praktiken, indem sie wirkmächtige Situationsdefinitionen bereitstellen, Deutungsmuster etablieren und symbolische Ordnungen erzeugen. Im Hinblick auf die Untersuchung von Praktiken der Herstellung und Gestaltung von Übergängen besteht eine Herausforderung folglich darin, jene Diskurse zu analysieren, welche – über die Stiftung von Normalität und Intelligibilität – diese Formen der Übergangsgestaltung rahmen (siehe auch den Beitrag von Rieger-Ladich in diesem Band). Ferner lässt sich anhand ihrer diskursiven Verfasstheit rekonstruieren, mit welchen Wahrnehmungen von Unsicherheit und Ungewissheit Übergänge häufig verbunden sind. Für die Übergangsgestaltung der Akteur*innen sind diese Diskurse insofern relevant, als sie implizit oder explizit individualisierte Anforderungen von Lebensaltersrollen sowie Kriterien des Gelingens oder Scheiterns (vgl. Rieger-Ladich 2012) von Übergängen transportieren. Derart diskursthe-

oretisch informiert, fragen wir danach, was hier die Modi diskursiver Herstellung und Gestaltung von Übergängen sind: Welche Lebenslagen und Situationen werden als Übergänge thematisiert und welche nicht (Modus der Thematisierung bzw. des Übergehens)? Welche Lebensphasen werden mit welchen Anforderungen konfrontiert (etwa im Modus der Responsibilisierung)? Welchen Übergängen werden welche Wirkungen zugeschrieben (etwa im Modus der Individualisierung, der Zuschreibung von Erfolg oder Scheitern)? Und welche Normalitätsannahmen und Zumutungen sind damit jeweils für die Betroffenen verbunden (siehe den Beitrag von Walther in diesem Band; vgl. Kohli 1985; Riach/Rumens/Tyler 2014)?

Institutionalisierte Formen der Gestaltung und Herstellung von Übergängen zeigen sich in der Markierung von Voraussetzungen, der Regulierung von Abläufen und der Kontrolle ihres Vollzugs. Übergänge – vor allem die erwartbaren institutionalisierten Übergänge – sind wohlfahrtsstaatlich wie auch durch das Bildungs- und Erwerbssystem reguliert und normiert. Genau an diesen Übergängen – das wird in einem erwerbszentrierten Wohlfahrtsregime besonders deutlich – zeigen sich die Stichwortgeber oder gar „Korsettstangen“ (Kohli 1985) für den Lebenslauf. Modi institutioneller Regulierungen sind in der (rechtlichen, organisatorischen oder ritualisierten) Markierung der Voraussetzungen von Übergängen (zum Beispiel nach Alter oder nach eingeschätzten Kompetenzen oder zertifizierten Qualifikationen) zu sehen, aber auch in Ablaufprogrammen, in der Kontrolle und Sanktionierung von Übergangsverläufen sowie teilweise auch in kompensatorischen Prozeduren ‚sekundärer Normalisierung‘ bei eingeschränkter Teilhabe, etwa durch Sonderbeschulung oder geschützte Beschäftigungsverhältnisse (Böhnisch 2009). Institutionelle Regulierung von Übergängen beinhaltet dementsprechend Versuche der Initiierung und Begleitung bzw. der Steuerung von Bildungsprozessen, mittels derer die Individuen vorgefasste Wissens- und Könnensanforderungen erfüllen (sollen). Institutionen haben dabei auch die Funktion, mit Hilfe von Gatekeepern (Lehrer*innen, Personalverwalter*innen, Berater*innen) für die Umsetzung dieser Regeln und Praktiken zu sorgen – und sicherzustellen, dass Individuen an Übergängen in Lebenslaufbahnen finden, die gesellschaftlicher Arbeitsteilung und ihren Normalitätsannahmen, aber auch kurzfristigeren Arbeitsmarktbedarfen entsprechen (Behrens/Rabe-Kleberg 2000). Die derzeit stark debattierten „Passungsprobleme“ (Granato et al. 2018) dokumentieren, dass hier durchaus eine Allokationsfunktion zu erfüllen ist, die mindestens so bedeutsam ist wie eine prozesssensible Begleitung und Unterstützung. Eine Frage lautet daher, wie in der Steuerung von Übergängen agiert wird, welche Ablaufprozesse entwickelt werden, wie hierin bestimmte institutionelle Logiken zum Ausdruck kommen (Stone 1992) und daraus abgeleitete Prozesse von Diagnostik, Förderung und Beratung eingesetzt werden (siehe auch den Beitrag von Bauer in diesem Band). Gleichzeitig ist nach dem feldspezifischen Prozessieren von Übergängen und nach deren pädagogischem Impetus zu fragen (Chyle et al.

2019). Zu fragen ist ferner nach Mechanismen eines Cooling Out und nach der Bedeutung, die sonstigen Akteur*innen institutionell zugewiesen werden. So werden zunehmend Eltern in pädagogische Institutionen eingebunden, und immer häufiger wird an Bildungs-Übergängen auf Formen der Peer-Unterstützung zurückgegriffen. Hier interessieren Formen der Herstellung und Gestaltung von Übergängen in professionellen Kooperationsverhältnissen und netzwerkförmigen Organisationsstrukturen (vgl. Althans/Lamprecht 2013; Bauer 2013) ebenso wie Modi der Koordinierung und Abstimmung, der Professionalisierung und (Um-)Steuerung. Nicht weniger wichtig ist die Frage, wo die pädagogische Bearbeitung von Übergängen eben nicht lediglich institutionellen und professionellen Standards folgt, sondern den Alltagspraktiken von Organisationen oder Kollektiven. Schließlich geht es sowohl um traditionelle als auch um neu entstehende oder neu aktualisierte Übergangsrituale, wie etwa Schuleingangs-, Schulabgangsfeiern, die Jugendweihe oder den Junggesell*innenabschied.

Dabei vollzieht sich die Gestaltung und Herstellung von Übergängen auch durch das Bewältigungshandeln *individueller Akteur*innen*, die Übergänge in ihren Anforderungen annehmen oder zurückweisen, sie modifizieren oder mit neuen Bedeutungen belegen. Genauer: durch biografische Formen der Gestaltung von Übergängen, die individuell zugeschrieben werden, auch wenn sich diese Gestaltungspraktiken immer auf biografische Erfahrungen im Kontext gesellschaftlicher Bedeutungen, Wissensordnungen, und normativer Vorgaben beziehen (Dausien/Rothe/Schwendowius 2016). Hier geht es um all die Formen, mit denen Menschen ihre biografischen Übergänge bewältigen, gestalten, ordnen, interpretieren, inszenieren, arrangieren und auf diese Weise letztlich mit hervorbringen – also um subjektive Auseinandersetzungen mit Übergangsthematiken, in denen die gesellschaftliche Eingebundenheit, aber eben auch die Gestaltungsmöglichkeiten von Menschen zum Ausdruck kommen. Es geht mithin um die Frage, wo und wie diese subjektiven Bewältigungs- und Gestaltungsprozesse mit Lern- und Bildungsprozessen verbunden werden. Gerade in letzteren lassen sich Potenziale einer neuen Aneignung von Biografie, einer Resignifizierung dominanter Bedeutungen lokalisieren (siehe den Beitrag von Hof in diesem Band; vgl. Rose/Koller 2012). Hierbei haben sich Individuen gewissen Ordnungen zu unterwerfen – namentlich Diskurs- bzw. Wissensordnungen, aber auch institutionellen Ordnungen –, finden aber gerade in dieser Unterwerfung gesellschaftliche Anerkennung und werden hierdurch zu Subjekten. Dabei ist auch biografische Rekonstruktion (und somit das Interviewformat selbst) in ihrer gesellschaftlichen Rahmung zu betrachten: so ist es nachgerade zu einer grundlegenden Anforderung geworden, biografische Handlungsfähigkeit im Lebensverlauf (wieder) zu erlangen, aufrechtzuerhalten oder zu erweitern (und dies auch kompetent zu performen). Dies umfasst beispielsweise den Umgang mit Erwartungen, die mit dem jeweiligen Übergang verknüpft sind, ihre Annahme genauso wie ihre Zurückweisung oder den

Umgang mit fehlender Anerkennung für abweichende Praktiken. Die hierfür zu untersuchenden Formen der Gestaltung von Übergängen sind vor dem Hintergrund von strukturell ungleichen Lebenslagen, darin eingelagerten Ressourcen und Spielräumen, Übergangsdiskursen sowie Normalitätsannahmen zu betrachten, ohne hieraus Ableitungsverhältnisse im Sinne von Determinierungen zu konstruieren. Vielmehr ist zu fragen – und das geschieht in einigen Arbeiten im Rahmen des Graduiertenkollegs – inwieweit auch aus besonders vulnerablen Positionen heraus, nach Erfahrungen von Verletzung und verweigerter Anerkennung, eine eigenwillige Gestaltungspraxis von Übergängen erfolgen kann (vgl. Rieger-Ladich 2020).

Deutlich wird hier: Diese Gestaltungsformen sind allenfalls analytisch unterscheidbar. So sind die Gestaltungspraktiken von Individuen eben kein individuelles Phänomen; sie verdanken sich auch biografischen Erfahrungen und verweisen damit auf gesellschaftliche Kontexte und Wissensordnungen, die auf diese Weise nun ihrerseits aktualisiert und (re-)produziert werden. Hatte Judith Butler (2001) mit Bezug auf Foucault und Althusser das Zugleich von Unterwerfung und Subjektwerdung herausgearbeitet, wird dies in neueren Beiträgen zur biografieanalytischen Rekonstruktion des Zusammenhangs von Adressierung und Subjektivierung bzw. zur Vermittlung von Biografizität und Sozialität (Alheit/Dausien 2000) produktiv gemacht (z.B. Rose 2012; Thon 2016). Individuen arbeiten sich häufig an institutionellen Vorgaben ab, in denen sich die herrschenden Wissensordnungen materialisiert haben. Institutionelle Regulierungen legitimieren sich über und verstärken somit gesellschaftliche Wissensordnungen. Gleichzeitig gilt es im Rückgriff auf neuere organisationssoziologische Ansätze danach zu fragen, unter welchen Bedingungen Organisationskulturen ihre Eigendynamiken entfalten.

Doing Transitions geht es also um die Analyse eines solch machtvollen Zusammenwirkens der unterschiedlichen Vergesellschaftungsebenen und Praktiken der Gestaltung. Dies heißt, dass die empirische Fokussierung eines bestimmten Modus' der Gestaltung und Herstellung – eines biografischen, eines institutionellen oder eines Diskursphänomens – hierbei nicht stehen bleiben kann, sondern sich auf die Suche nach Verknüpfungen mit anderen Modi macht, und insofern in eine vielschichtige Dimensionierung mündet.

Ein solches Reflexivwerden der Übergangsforschungsperspektive erlaubt es, bereits bekannte Übergänge neu zu betrachten wie auch neue Übergänge zu entdecken; so vermuten wir, dass über die bekannten, vermeintlich gegebenen ‚normativen‘ Übergänge des Lebenslaufs hinaus eine Vielzahl an Situationen unter der Übergangsperspektive neu und mit Erkenntnisgewinn für die beteiligten wissenschaftlichen Disziplinen zu fassen sind.

Überblick über den Band

Das zentrale Anliegen des vorliegenden Bandes besteht somit darin, aus der Auseinandersetzung mit bisherigen Ansätzen und Befunden der Übergangsforschung und den theoretischen Zugängen, die Doing Transitions zugrunde liegen, Perspektiven einer reflexiven Übergangsforschung auszuloten.

Teil I präsentiert Forschungstraditionen und -bezüge der Übergangsforschung sowie ihre methodologischen Implikationen. Den Auftakt macht *Barbara Friebertshäuser*, die aus einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive unter Rückgriff auf anthropologische Forschungen das Augenmerk auf das Generationenverhältnis lenkt und hier die Mechanismen von Reproduktion und Transformation analysiert. Übergänge erscheinen dabei als Verhältnis von Ritualen und Bildungsprozessen in der Verschränkung und Spannung institutioneller, kultureller und pädagogischer Rahmungen. Wie sich dieser Prozess zwischen Transformation und Reproduktion aus der Perspektive der Individuen vollzieht, wird am Beispiel des Promovierens beleuchtet: Was können Aspekte und Bedingungen des Gelingens und Scheiterns eines solchen Prozesses sein? Und was lässt sich aus dieser Perspektive an Erkenntnissen für eine reflexive Übergangsforschung gewinnen?

Eine deutlich anders akzentuierte Perspektive nimmt die Lebensverlaufsforschung ein, in der Übergänge einen zentralen Stellenwert haben; sie markieren den Wechsel von Zuständen und sozialen Positionen. Der Beitrag von *Birgit Becker* beschäftigt sich damit, wie hier Übergänge konzeptualisiert und erforscht werden. Dieser Forschungszweig interessiert sich für die Abfolge und Verweildauer solcher Zustände in verschiedenen Lebensbereichen und deren Interdependenzen; es geht dabei auch um die Identifikation typischer Muster, die sich zwischen sozialen Gruppen, Gesellschaften und historischen Perioden unterscheiden. Zu diesem Zweck werden Übergänge von Individuen nicht länger isoliert betrachtet, sondern in Abhängigkeit von ihrem bisherigen Lebensverlauf, im Zusammenhang mit ihren sozialen Positionen in anderen Lebensbereichen, in Relation zu den Lebensverläufen von anderen Menschen sowie im Kontext der jeweiligen gesellschaftlichen und historischen Situation. Auch dieses Kapitel diskutiert, welche Anregungen und Anschlüsse die Lebensverlaufsforschung für eine reflexive Übergangsforschung in der Perspektive des Doing Transitions bietet.

Im Anschluss daran adressiert der Beitrag von *Frank Oswald* und *Anna Wanka* das Verhältnis einer Psychologie der Lebensspanne zur Übergangsforschung. Zunächst werden Bezüge zur Übergangsforschung im Bereich der lebensspannenübergreifenden Psychologie aufgezeigt, um anhand des Konzepts der kritischen Lebensereignisse und der ökosystemischen und ökopsychologischen Ansätze herauszuarbeiten, dass diese – als relationale (kontextuelle und

zeitbezogene), handlungs- und erlebensbezogene Entwicklungsmodelle – besonders gute Anschlussmöglichkeiten für eine reflexive Übergangsforschung bieten. Exemplarisch wird anhand von Studien zur zweiten Lebenshälfte gezeigt, wo „klassische“ Themen (wie Verrentung) andere Übergangsthematiken (neue Berufstätigkeit, Großelternschaft, Scheidung etc.) verdrängen. Der Beitrag schließt mit einer Diskussion der wechselseitigen Potenziale ökogerontologischer Ansätze und reflexiver Übergangsforschung.

Christiane Hof arbeitet in ihrem Beitrag heraus, welche Analyseperspektiven die qualitative Übergangsforschung, namentlich die biografiethoretischen Ansätze, einnehmen. Der Beitrag macht unter anderem deutlich, dass diese häufig auf die Gegenüberstellung von Biografie und Lebenslauf und eine Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft rekurrieren, die außer Acht lässt, dass Biografien und biografische Erzählungen als Bestandteile der sozialen Welt und damit als Produkte sozialer Praktiken anzusehen sind. Diese Aspekte eines biografiethoretischen Zugangs zur Übergangsforschung werden in einem zweiten Teil herausgearbeitet, um dann die Möglichkeiten und Grenzen von Biografieanalysen für die Übergangsforschung zu bilanzieren.

Wie bereits erläutert, zeichnet sich eine reflexive Übergangsforschung auch durch die Bezugnahme auf gesellschaftliche, machtförmige Kontexte nicht allein der Übergänge selbst, sondern auch ihrer Erforschung aus. So zeigt *Sabine Andresen* am Beispiel der Kindheitsforschung, dass die Herausbildung einer phänomenologischen Perspektive historisch an bestimmte gesellschaftliche Voraussetzungen geknüpft war und dass diese auch maßgeblich beeinflusst, was als Übergang (in der Kindheit) erscheint und dann relevant gemacht wird. Am Beispiel des Kinderarztes und Pädagogen Janusz Korczak weist sie nach, wie dieser in der Beobachtung von Kindern bestimmte Entwicklungsschritte systematisch heraushob, sie als sozial relevant (und damit als Übergänge) markierte und schließlich auch dokumentierte.

Andreas Walther stellt als nächstes das Konzept der Übergangsregime als Zugang einer international vergleichenden Wohlfahrts- und Lebenslaufforschung zur Übergangsforschung vor. Er fragt eingangs, wofür die Internationalisierung der Übergangsforschung im Kontext der Gestaltung und Herstellung von Übergängen steht, um dann die national- bzw. wohlfahrtsstaatliche Institutionalisierung von Übergängen am Beispiel des Übergangs Jugendlicher von der Schule in den Beruf zu diskutieren. Dabei zeigt sich, dass der internationale Vergleich in besonderer Weise geeignet ist, die Kontingenz in der Gestaltung von Übergängen sichtbar zu machen. Zugleich kommen mit dem Modell der Übergangsregime auch die Wechselbeziehungen zwischen institutioneller Regulierung, kultureller Deutungsmuster und individuell-biografischer Bewältigung in den Blick. Die kontextsensible Analyse der Hervorbringung von Übergängen erfordert multiperspektivische Forschungszugänge.

Bernhard Schmidt-Hertha beschäftigt sich in seinem Beitrag mit Mixed-Methods-Designs als einem methodischen Zugang, der eine solche Multiperspektivität einzulösen beansprucht. Nach einem historischen Abriss geht er auf die Grundlagen der Methodenintegration ein, die vor allem dem Pragmatismus entstammen. Vor dem Hintergrund einer Diskussion der grundsätzlichen Möglichkeiten und Grenzen dieser Forschungsdesigns wird deren Anwendung im Bereich der Übergangsforschung reflektiert. Dabei stellt sich vor allem die Frage, welche Varianten von Mixed-Methods denkbar sind, welche sich bewährt haben und welche künftig eher auszuschließen sind. Auch hier zeigt sich, dass in den einschlägigen Studien wichtige methodologische und methodische Herausforderungen häufig ausgeblendet werden. Diese offensiv zu diskutieren wäre eine Voraussetzung einer reflexiven Übergangsforschung.

In Teil II führen drei Beiträge in die theoretisch-konzeptionellen Prämissen einer reflexiven Übergangsforschung ein, wie sie im Rahmen von Doing Transitions bislang entwickelt und in ersten Ansätzen auch umgesetzt worden ist: Zunächst entwickelt *Anna Wanka* Grundzüge einer praxeologischen Perspektive auf Übergänge im Lebens(ver-)lauf und diskutiert deren Potenzial für die Übergangsforschung. Sie geht der Frage nach, welche Aspekte von Übergängen aus einer praxeologischen Perspektive in und aus dem Blickfeld rücken. In der für Praxistheorien typischen ‚flachen Ontologie‘, in der alle sozialen Phänomene in Praktiken de-konstruiert werden können, erscheinen Übergänge als raum-zeitlich strukturierte Praxiskomplexe, im Zuge derer sich Identifikations-, Adressierungs- und Repräsentationspraktiken dauerhaft verändern. Empirisch erkannt werden können Übergänge über Praxisveränderungen, die sich phasentypisch durch zerstreute und integrative Übergangspraktiken vollziehen. Sie werden gleichzeitig durch Praktiken der Grenzziehung konstruiert, wobei ihre Grenzen in ständiger Bewegung sind. Damit wird eine solche Perspektive anschlussfähig an bestehende Ansätze der Lebenslauf-, Biografie- und Übergangsforschung, sofern diese sozialkonstruktivistisch ausgerichtet sind und ihre Forschungsgegenstände prozesshaft verstehen.

Im Anschluss daran sucht *Markus Rieger-Ladich* zu zeigen, weshalb die konzeptionelle Weiterentwicklung der Übergangsforschung davon profitiert, sich intensiv mit der Erforschung von Praktiken der Subjektivierung zu befassen. Zu diesem Zweck wird der Einsatz der Subjektivierungstheorien, deren Forschungsstil sowie ihre Gemeinsamkeiten skizziert. Um den Perspektivenwechsel von „Was?“-Fragen hin zu „Wie?“-Fragen und zur Prozessualisierung des Sozialen zu erläutern, rekonstruiert der Beitrag mit Bezug auf Michel Foucault und Judith Butler einige Etappen der Theorieentwicklung und stellt anhand von drei Beispielen – den autoethnografischen bzw. sozioanalytischen Studien von Loic Wacquant, Didier Eribon und Pierre Bourdieu – die Charakteristika einer subjektivierungstheoretischen Perspektive vor. Durchaus in Konkordanz zum vorigen Beitrag wird so der Gewinn eines Forschungsstils deutlich, der Subjekte als Ergebnis anspruchsvoller sozialer Praktiken begreift.

Im Ausblick werden mit Räumen, Körpern und Artefakten einige jener Dimensionen herausgestellt, die es in der Übergangsforschung künftig genauer zu beleuchten gilt.

Der Beitrag von *Barbara Stauber* greift die für eine reflexive Übergangsforschung zentrale Perspektive des ‚doing difference while doing transitions‘ auf und legt ihre Ungleichheitskritischen Impulse frei. Hierfür werden wichtige Traditionslinien dieser Perspektive sowie deren Fortführung in intersektionalen Ansätzen skizziert und es wird auf die Herausforderung eingegangen, die mit Differenzsetzungen verbunden ist, sobald eine konsequent substantialisierungskritische Perspektive eingenommen werden soll. Dies führt zur Reflexion der Möglichkeiten einer transformativen Hervorbringung von Übergängen und demonstriert, dass Prozesse der Differenzsetzung eben immer auch machtvolle Prozesse darstellen. Übergänge werden insofern als Forschungsgegenstand interessant, als sie analytische Zugänge zu Prozessen der Ereignismachung, der Relevantsetzung, der Normalisierung, des subtilen Ein-Ausschlusses, der Reproduktion von Ungleichheitsverhältnissen, aber auch zu sozialen Impulsen zu ihrer Veränderung eröffnen.

Teil III schließlich fragt nach der Relevanz und den Erträgen einer reflexiven Übergangsforschung für die Praxis der Gestaltung von Übergängen, aber auch nach weiteren Forschungsperspektiven. Zuerst diskutiert *Petra Bauer* die Erträge einer reflexiven Übergangsforschung für die Gestaltung von Übergängen in (sozial-)pädagogischen Feldern. Dies erfolgt exemplarisch im Blick auf Beratung als Handlungsform und als ein Handlungsfeld, in dem lebenslaufbezogene Übergänge in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend zum Anlass professioneller und institutioneller Bearbeitungsformen geworden sind. Diese kann als professionelle Handlungsform durch die Vermittlung instruktiver und reflexionsfördernder Elemente Subjekte bei der Bewältigung von Orientierungskrisen und Entscheidungsfindung in Übergängen unterstützen. Zunächst wird Beratung als professionelles Handlungsfeld und seine institutionelle Ausdifferenzierung in Bezug auf übergangsbezogene Problemstellungen und Anlässe historisch rekonstruiert, um dann auf der Grundlage ausgewählter Studien die Erträge einer auf die Herstellung und Gestaltung von Übergängen ausgerichteten Forschungsperspektive zu diskutieren und ihre Vermittlungsmöglichkeiten zu konzeptualisieren.

Abschließend bündeln *Barbara Stauber*, *Anna Wanka*, *Andreas Walther* und *Markus Rieger-Ladich* die im Band vorgestellten Perspektiven. Sie untersuchen erstens, wo es Brüche und Kontinuitäten zwischen diesen Perspektiven, aber auch zwischen traditionellen Varianten der Übergangsforschung (die Beiträge aus Teil I) und der in dieser Einleitung (sowie in den Beiträgen von Teil II) skizzierten Perspektive *Doing Transitions* gibt. Zweitens wird vor dem Hintergrund dieser Bestandsaufnahme das für die Entwicklung einer reflexiven Übergangsforschung angemessene Verständnis von Reflexivität entwickelt. Die dabei grundlegende Frage ist die nach der Gegenstandskonstitution von

Übergangsforschung. Diese wird anhand des Konzeptes der Relationalität im Kontext von Verhältnissen der Ko-Konstitution verortet. Vor diesem Hintergrund werden drittens und abschließend Leerstellen sowie Forschungsbedarfe skizziert, die aus der relationalen Perspektive einer reflexiven Übergangsforschung sichtbar werden.

Literatur

- Ahmadi, Pegah (2013). Verwitung im Alter. Kann eine erweiterte Kontinuitätstheorie die soziale Partizipation und Lebenszufriedenheit nach einer Verwitung erklären? Berlin, LIT Verlag.
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2000): Die biografische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biografizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biografische Sozialisation. Stuttgart: Lucius, S. 257–284.
- Alheit, Peter/Hanses, Andreas (2004): Institution und Biographie: Zur Selbstreflexivität personenbezogener Dienstleistungen, in: Hanses, Andreas (Hrsg.): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 8–28.
- Alkemeyer, Thomas/Buschmann, Nikolaus/Michaeler, Matthias (2015): Kritik der Praxis. Plädoyer für eine subjektivierungstheoretische Erweiterung der Praxistheorien. In: Alkemeyer, Thomas/Schürmann, Volker/Volbers, Jörg (Hrsg.): Praxis Denken. Konzepte und Kritik. Wiesbaden: Springer VS, S. 2–550. DOI 10.1007/978-3-658-08744-9_2.
- Althaus, Birgit/Lamprecht, Juliane (2013): Beratung im Kontext des Strukturwandels. Wirkling(en) von Beratung im Übergang. In: Walther, Andreas/Weinhardt, Marc (Hrsg.): Beratung im Übergang. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 96–115.
- Andresen, Sabine/Seddig, Nadine/Künstler, Sophie (2014): Das Konzept der Schulfähigkeit als Schlüssel zum Übergang. In: Hof, Christiane/Meuth, Miriam/Walther, Andreas (Hrsg.): Pädagogik der Übergänge. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 37–49.
- Andresen, Sabine/Oswald, Frank/Schmidt-Hertha, Bernhard (Hrsg.) (i.V.): Übergänge in der Lebensspanne. Opladen: Barbara Budrich Verlag (in Vorbereitung).
- Arnett, Jeffrey J. (2000): Emerging Adulthood: A theory of development from the late teens through the twenties. In: American Psychologist 55, 5, S. 469–480.
- Arnett, Jeffrey J. (2004): The Winding Road from the Late Teens Through the Twenties. Cary: Oxford University Press.
- Auffarth, Christoph (2012): „Fünftes Alter“ und „Schöner Sterben“: Europäische Religionsgeschichte am Ende des 20. Jahrhunderts. In: Kielmansegg, Peter/Häfner, Heinz (Hrsg.): Alter und Altern: Wirklichkeiten und Deutungen. Heidelberg: Springer, S. 203–223.
- Backes, Gertrud M./Wolfinger, Martina/Amrhein, Ludwig (2008): Geschlechterungleichheiten in der Pflege. In: Bauer, Ulrich/Büscher, Andreas (Hrsg.): Soziale Ungleichheit und Pflege. Beiträge sozialwissenschaftlich